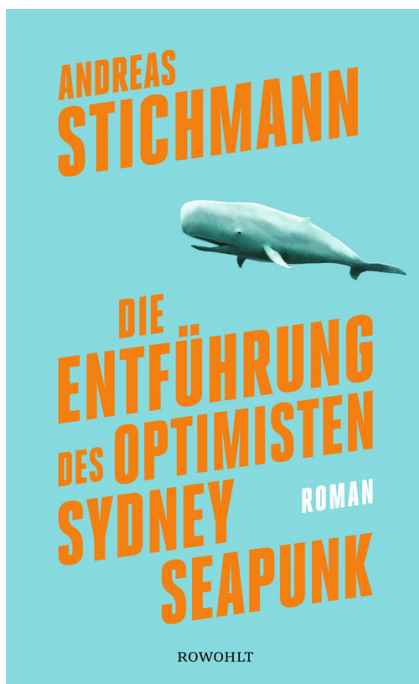


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-05850-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Andreas Stichmann

**Die Entführung des
Optimisten Sydney Seapunk**

Roman

Rowohlt

Für Victor und Julian

1. Auflage März 2017

Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Satz aus der DTL Dorian

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH,

Leck, Germany

ISBN 978 3 498 05850 0

1
Die Entführer
kommen zusammen
Freitag, Hamburg-Osdorf

Bibi

Bianca Kempfer, 17 Jahre alt, Realschülerin, steigt in Hamburg-Osdorf aus dem Bus und dreht sich eine Zigarette. Der Asphalt ist warm unter ihren nackten Füßen, ihre Springerstiefel hat sie ausgezogen und in den Rucksack gepackt. Der Bus setzt sich in Bewegung und gibt den Blick frei auf den Sonnenhof, wo sie seit drei Wochen ihre Sozialstunden ableistet. Eine heruntergekommene Siedlung auf dem Mars – das war ihr allererster Eindruck von dem Ort. Wobei es auf dem Mars wahrscheinlich keine Pfützen, keine Mohnblumen und keinen Löwenzahn gibt. Aber die runden Lehmhäuser mit den Metallfenstern erscheinen ihr marsig, und auch die Menschen, die auf dem Sonnenhof leben – marsig und nice. Sie hätte nicht gedacht, dass Sozialstunden so viel Spaß machen können.

Beim Betreten des Geländes achtet sie wie immer drauf, schwungvoll zu gehen. Ramafelene, der Chef, hat ihr gesagt, dass er ihre energiegeladene Art mag. Die Sonnenhöfler würden allesamt so schlurfen. Das nerve ihn.

Sie schaut sich um; Ramafelene ist nirgendwo zu sehen.

In der Mitte des Geländes, zwischen den sechs runden Lehmhäuschen, gibt es einen Brunnen, der total märchenmäßig wirkt. Sie wirft den glibschigen Holzeimer rein, zieht ihn an der Seilwinde hoch und trinkt einen Schluck kaltes Wasser.

Die Bewohner, diese Herzchen, sind alle mit irgendwas beschäftigt. Der lange Dürre, dessen Namen sie sich nicht merken kann, heizt auf dem fahrbaren Rasenmäher über die Wiese hinter dem Kräutergarten. Es kommt kein Gras mehr hinten raus, er war gestern schon fertig, aber er heizt einfach weiter, weil er wohl Bock drauf hat. Und wenn er gerade keinen Bock auf gar nichts hat, parkt er hinter den krummen Bäumen, wo das Moor beginnt, und macht ein Nickerchen im Sitz – anstatt zum Beispiel den Hühnerstall auszumisten. Das ist so eine der Sachen, über die Ramafelene sich beschwert.

Ludwig, der alte Mann, steht mit einer Forke in der Hand neben dem Komposthaufen. Er kratzt sich den dicken weißen Bart und schießt, so wie er schaut, wahrscheinlich in diesem Moment in seine Windeln. Die

meiste Zeit ist er auf seine heißgeliebte Vogelscheuche konzentriert, er scharwenzelt um sie rum. Die beiden haben eine Art Lovestory am Laufen.

Aber am coolsten ist Wendy, die Zwergen-Omi. Gerade kommt sie mit dem Stützräder-Fahrrad angefahren. Sie hält vor ihrem Häuschen und lädt Jutebeutel aus dem Fahrradanhänger.

Bibi geht zu ihr. Wendy ist so unkompliziert und herzlich, dass sie gleich mit ihr klarkam. Sie hat zwar ein Faible für Reime, das manchmal irritiert, aber sie kann auch ganz normal reden, und eigentlich ist sie gar nicht so absonderlich. Ihr eines Auge sieht aus wie ein Spiegelei, wo einer mit einer Gabel reingepikst hat. Auf ihrem Kopf sitzt eine selbstgehäkelte Reggaemütze.

«Moin, Wendy.»

«Bibi! Hast du Sorgen? Guten Morgen!»

Wendy zeigt ihre sich kreuzenden Vorderzähne, als sie lächelt. Mit ihren kräftigen Händen reicht sie Beutel voll abgelaufener Lebensmittel aus dem Fahrradanhänger. Sie ist besonders gut darin, in Supermarktcontainer reinzuklettern, und weil der Sonnenhof chronisch pleite ist, macht sie das fast jeden Tag.

Bibi trägt die Beutel in den Holzschuppen, der *Ladencafé* genannt wird, der Himmel weiß, warum. Dreckig, kühl und auch ein bisschen unheimlich ist es da. Die Regale sind leer, nur Käferchen mit Spinnweben drum rum und ein paar alte Teebeutel und so liegen auf den Brettern. Irgendwas flitzt an der Wand entlang.

Bibi wischt die Regale ab und öffnet das Tor, um frische Luft und Sonne reinzulassen; sie räumt das Schwarzbrot und das angedötschte Obst in die Regale. In der Ecke lehnt ein Reisigbesen, wo unten kaum noch Reisig dran ist, trotzdem fegt sie damit, so gut es geht. Dann raucht sie erst mal eine vor dem Wochenplan an der Pinnwand, um zu gucken, was zu tun ist.

Ramafelene ist so drauf, dass er alle Aufgaben supergenau taktet. Aber die anderen Bewohner sind so drauf, dass sie alle Aufgaben maximal vertrödeln. Deshalb hat Ramafelene auch gesagt, dass Bibi genau richtig komme – sein Leben sei hundert Mal einfacher geworden, seit sie da ist!

Bibi drückt ihre Kippe aus und legt sie in den Aschenbecher. Ludwig kommt vom Kompost angeschlurft. Er hat so helle blaue Augen, dass sie zuerst gedacht hat, er sei geistig ziemlich fit. Dem ist aber nicht so, das hat sie inzwischen eingesehen. Er trägt den Kopf der Vogelscheuche unter dem Arm, es ist eine Kokosnuss mit Lärmschutzkopfhörern und aufgemalten Frauenaugen.

«Hey, Ludwig, wie gehts? Hast du Ramafelene gesehen?»

Er antwortet nicht. Weil er nicht sprechen kann. Ramafelene hat aber gesagt, man solle trotzdem mit ihm reden. Mit der Zunge macht er ein Geräusch, klickklickklick, und betrachtet einen Vogel, der drüben über den Brennesseln kreist in langen, schwungvollen Bögen.

Verwunschenheit.

Das ist das richtige Wort für das alles hier.

Manchmal denkt sie zwischendurch an ihre Mutter und deren derzeitigen Freund, an all den Stress, der zu Hause in Bergedorf auf sie wartet, aber in dieser Umgebung ist das überhaupt nicht real. Sie ist in den Kaninchenbau gerutscht. Wie Alice im Wunderland. Nur dass das Wunderland anscheinend nicht im Wunderland liegt, sondern an der A23 in Hamburg-Osdorf.

Ludwig stößt mit seinem Gummistiefel einen Plastikeimer um. Nacktschnecken glibschen raus. Sie schiebt ihn zur Seite und tut die Nacktschnecken wieder in den Eimer, und dann meint sie, Ramafelenes Stimme zu hören.

«Hast du das auch gehört, Ludi-Boy?»

Sie geht zu dem zweistöckigen Häuschen mit dem Flachdach, wo Ramafelene mit seiner Mutter wohnt. Es ist das größte Häuschen, ganz vorn neben dem Torbogen, und in die Lehmmauer sind hübsche bunte Fliesen eingelassen. Es wäre das beste Häuschen, in dem sie am liebsten wohnen würde – säße nicht Ramafelenes Mutter drin.

Bibi schaut durch die Fensterscheibe: Die beiden streiten mal wieder, klar. Ramafelene steht und gestikuliert, seine Mutter, Ingrid, sitzt reglos im Sessel. Über ihr hängt ein hässlicher Wandteppich, das ganze Innere des Hauses ist hässlich, wenn man Bibi fragt. In der Ecke steht eine Vase, aus der uralte Äste oder Federn rausschauen, darüber hängt ein ausgestopfter Wildschweinkopf, der guckt, als würde er sich seinen

Teil denken. Überall auf dem Boden und auf dem Tisch stehen halbvolle Wassergläser, Ingrid behauptet, das befeuchte die Luft und helfe gegen ihre Atembeschwerden.

Bibi legt das Ohr an die Scheibe.

«Mama. Niemand wird sterben. Hör auf.»

«Aber wenn man seinem eigenen Herzschlag so sehr misstraut, dass man vor Angst Krämpfe in der Herzgegend kriegt?»

Das reicht Bibi schon. Sie ist direkt so genervt, dass sie eine rauchen muss. Andauernd sieht Ingrid sowohl ihr eigenes Ende als auch das Ende des Sonnenhofs kommen. Und immer wird Ramafelene von ihr so hingestellt, als würde er sich dieses Ende heimlich wünschen. Dabei ist er es ja, der alles am Laufen hält. Er füllt die Fördergeldanträge aus. Er fährt nach Bremen zu Wendys Bruder und überredet ihn, mehr Unterhalt zu zahlen. Er stellt den kaputten Traktor und die Gartengeräte bei eBay ein. Er spendet regelmäßig Blut, um an Geld zu kommen. Bibi hat noch nie einen so fleißigen, verantwortungsvollen und freundlichen Menschen gesehen. Er ist jemand, der das Wohl der anderen im Blick hat, jemand, der sofort *Gesundheit* sagt, wenn man niest. Vorgestern hat sie mit Wendy im Teich gebadet und aus Versehen ihr Bikinioberteil verloren – und er ist *verlegen* geworden. Er hat zur Seite gesehen, als er ihr das Oberteil hingehalten hat. Bei ihr zu Hause, in Bergedorf, gäbe es das nicht.

«Mama. Hör auf.»

«Überall da, wo ich bin, ist das Leid. Aber am konzentriertesten ist es in der Brust und im Kopf, verstehst du? Da ist bei mir nur Leid.»

Bibi dreht sich gleich noch eine. Manchmal nervt seine Mutter ihn so sehr, dass er laut wird, der Arme. Dabei hat er eigentlich gar nicht die Stimme zum Schreien.

Heute bleibt er still. Er nimmt seine Drahtbrille ab und massiert sich mit dem Daumen und dem Zeigefinger die Nasenwurzel. Das ist immer sehr süß. Sie mag auch seine braune Strickjacke mit den gelben Ellenbogenflicken. Die verleiht ihm – im Zusammenspiel mit seiner dunklen Haut und der Tatsache, dass er fast blind ist, wenn er die Brille absetzt, und dann so zwinkert – etwas Maulwurfhaftes.

«Zuversicht, Mama. Zuversicht ist das Zauberwort.»

«Ich brauche eine Herzoperation.»

Gleich wird er durch diese krumme Tür rauskommen. Sie überlegt, ob sie hier auf ihn warten soll. Oder zurück zum Ladencafé?

Nein, noch anders. Sie wird zur A 23 zurück. Letztes Mal hat er gesagt, er warte immer darauf, dass sie über die Felder anmarschiert kommt. Wenn er gerade so richtig genervt sei, weil alle so lahmarschig sind, sei ihr Anmarschieren das Tollste, der schönste Moment des Tages. Also wird sie zurück und diesen Moment abpassen. Und noch mal anmarschieren.

Ramafelene

Ramafelene Meisner, 35 Jahre alt, Sozialarbeiter, hat ein Tinnitus-Fiepen im Ohr, als er das Haus, das er mit seiner Mutter bewohnt, verlässt. Die Mittagssonne feuert den Tinnitus an. Vor dem Ladencafé am anderen Ende des Geländes wartet gleich das nächste Ärgernis: Küwi, die größte Schlafmütze der Welt, wenn man Ramafelene fragt, ist offensichtlich gerade erst aus den Federn gekrochen – um Viertel nach eins! Jetzt gähnt er ausgiebig und schlürft die Haut von seinem Kakao, und es sieht nicht aus, als habe er vor, die Aufgaben, die für ihn im Arbeitsplan vorgesehen sind, zur Kenntnis zu nehmen. Stattdessen legt er, mit viel Zeit, mit viel Ruhe, seinen Metalldetektor vor sich auf den Klappstisch. Will anscheinend wieder daran rumschrauben, anstatt was für die Gemeinschaft zu tun.

«Küwi. Hilf bitte Ludwig beim Verlegen des Komposts. Das ist für heute eingetragen, und du weißt, dass Ludwig es alleine nicht kann.»

Küwi reagiert nicht. Er reibt sich mit den Händen über die kräftigen Oberarme, als empfinde er die kaum merkliche Brise, die weht, bereits als fordernd. Er blinzelt abwesend in die Sonne und rückt seine blaue Wollmütze, die er immer und überall trägt, zurecht. Dann zieht er ein Stofftuch aus der Seitentasche seiner Bundeswehrhose und beginnt, den Suchkopf des Metalldetektors zu reinigen. Er pustet imaginären Dreck weg.

Ramafelene stellt sich vor ihn hin.

«Ach. Moinsen, Ramafelene!»

«Hilf bitte Ludwig beim Verlegen des Komposts. Jetzt! Die alte Stelle ist nicht plan. Es gibt andauernd Staunässe.»

«Staunässe. Ja. Jaja.»

«Ich werde mit Bibi Holz sammeln gehen, wenn sie da ist. Und wenn wir wiederkommen, will ich, dass der Kompost verlegt ist.»

«Holz sammeln gehen. Ja. Jaja. Mit wem?»

«Mit Bibi.»

«Ach so. Diieeee. Jaaa. Die ist doch zu jung für dich. Nich? Das ist doch dann verboten, wenn sie so jung ist. Nich?»

Unsinn. Ramafelene geht wortlos ins Innere des Ladencafés, Kaffee kochen. Küwi ist ein Kind im Körper eines Zwei-Meter-Mannes; er begreift nicht, dass es unangebracht ist, alles auszusprechen, was er sich so zusammenassoziiert. Geringes Gespür für die Emotionen anderer Leute. Dagegen lässt sich nur punktuell etwas tun, ändern kann man ihn nicht. Seine Augen, aus denen er Schlafbröckchen reibt, während er hinterherschluft: blau. Unschuldig. Leer.

«Hab ich was Falsches gesagt? Nee, oder? Nich?»

Ramafelene schüttelt den Kopf und macht eine Bewegung mit der Schulter in Richtung Kompost; Küwi zieht hängenden Kopfes ab.

Die Kaffeemaschine schnauft. Vom Kräutergarten wehen Wendys Reime herüber, der altbekannte Rhythmus ihrer Reime (Ludwiglein – bist du mein?), einschläfernd an guten Tagen, an schlechten zermürbend. Wie Mutter mit ihren immer neuen Krankheiten. Wenn Ramafelene es mal schafft, sich in eine Arbeit zu vertiefen, kommt unwillkürlich nach einer Zeit das Gefühl zurück: Da ist etwas unbestimmt Anklagendes hinter mir. Mir sieht etwas unbestimmt Anklagendes zu. Und dann dreht er sich um, und Mutter steht am Fenster. Hat eine Handfläche gegen das Glas gelegt. Macht große dunkle Augen.

Die Kaffeemaschine braucht ewig. Ein Opa von Kaffeemaschine. In Ramafelenes Rücken schon wieder Küwi. Einen Moment hat er gehofft, es wäre Bibi.

«Mit wem soll ich den Kompost noch mal verlegen?»

«Ludwig.»

«Und danach?»

«Danach kannst du ihm die Windeln wechseln. Das wär schön.»

«Ja. Jaja. Weißt du was? Ich hab das Gefühl, seine Scheißerei nimmt zu. Nich? Er wird älter, und umso mehr schießt er. Der Ludi.»

«Ich würde mich wirklich freuen, wenn du jetzt die Sache mit dem Kompost angehen könntest. Echt, Küwi, damit würdest du mir eine Freude machen. Und schau bitte, dass du den Schimmel rauskriegst, sonst kippt er gleich wieder um.»

Küwi zieht bockig los – und Bibi taucht am Ende der Felder auf. Ramafelenes Herz schlägt schneller. Es ist, als würde sich gleich die ganze Welt schneller drehen. Bibi geht querfeldein, um den Weg abzukür-

zen, Oberkörper vorgebeugt, Fingerspitzen in den Taschen ihrer engen Jeans. Im Herankommen bindet sie ihr blau gefärbtes Haar zu einem Zopf. Eigentlich marschiert sie eher, als dass sie geht, und sie hat auch noch die Energie, Küwi, der sie natürlich nicht beachtet, einen Gruß zuzurufen. Wie eine Filmszene erscheint Ramafelene Bibis Ankunft jedes Mal. Vielleicht liegt es an dem Zeitpunkt, an dem sie in sein Leben getreten ist. Gerade in den letzten Wochen hatte er das Gefühl, dass ihm alles über den Kopf wächst – und dann kam sie, als sei sie ihm *gesandt* worden von irgendwem. Normalerweise neigt er gar nicht zu so theatralischen Gefühlen.

Ihre Energie ist schwer zu greifen. Sie hat mit einer Gaspistole eine Tankstelle überfallen. Aus allgemeiner Langeweile, wie sie sagt. Vielleicht ist es das, was ihn beeindruckt hat. Es ist aber auch ihr Interesse an den Bewohnern und an der Geschichte des Sonnenhofs, überhaupt an allem und jedem, ihre ungewöhnliche Neugier und Empathie. Außerdem ist sie der einzige Mensch weit und breit, der nicht ausschließlich Dinge sagt, die Ramafelene schon tausendmal gehört hat. Und sein Tinnitus wird leiser und weicher, wenn sie kommt, das ist Fakt.

Er schlüpft aus den Sandalen und zieht seine alten Puma-Turnschuhe an.

Im nächsten Moment steht sie auch schon vor ihm.

«Hey Ramafelene!»

«Hey Bibi. Wie gehts?»

«Geht so. Ich muss wahrscheinlich bald ins Heim.»

Sie seufzt ab. Sie seufzt immer so vertrauensvoll ab, wenn sie kurz Bericht erstattet hat. An ihrem Gesicht sieht er nicht nur, dass sie reden muss – die Sache mit dem Heim steht schon die ganze Zeit im Raum –, sondern auch, wie froh sie ist, dass er ihr zuhören wird.

Sie trinken den Kaffee im Stehen. Bibi lässt ihn an ihrer Zigarette ziehen; seit sie da ist, hat er wieder ein bisschen angefangen mit dem Rauchen. Dann machen sie sich zum Holz sammeln auf. Während er die Schubkarre schiebt, erfährt er, dass es wohl diesmal real wird, schon nächste Woche werde sie wahrscheinlich als Heimmädchen kommen oder als Jugendamt-WG-Mädchen – ganz gebrochen, mit verheulten Augen. Ihre Mutter sei wieder bis oben hin voll beim Elternsprechtag er-

schiene, woraufhin wieder diese Frau Karrendorf-Geyer vom Jugendamt zu ihnen nach Hause gekommen sei und festgestellt habe, dass Bibis Mutter nach wie vor blaue Flecken hat, also noch immer von ihrem Freund geschlagen wird und nicht auf ihre Tochter aufpassen kann. Jetzt gebe es wohl keine neue Chance mehr. Was ja auch irgendwie richtig sei. Zu Hause will Bibi nicht mehr schlafen. Aber sie will auch definitiv keinen Tag früher ins Heim, als sie unbedingt muss.

«Und deshalb wollte ich fragen, ob ich ein, zwei Nächte bei euch schlafen könnte? Meine Mutter findet das okay.»

Ramafelene bejaht sofort. Er sagt ihr, dass es ihm unglaublich leidtut und dass sie sich immer an ihn wenden kann, wenn etwas ist. Sie bedankt sich und sagt, sie wolle nun *unbedingt* das Thema wechseln. So ist sie. Das Gegenteil von wehleidig. Probleme sind bei ihr etwas, mit dem man sich nur gerade so lange wie unbedingt notwendig beschäftigen sollte. Das ist erfrischend.

Girlanden von Pappelsamen und Müll wehen am Wegesrand vorbei. In der Ferne sieht man die Hüttensiedlung liegen, braungrau zwischen Maisfeldern und Autobahn. Bibi zeigt darauf und redet nun darüber. Ihr täten die Kinder leid, sagt sie. Sie zeigt auf einen Zitronenfalter. Sie zeigt auf eine vom Blitz gespaltene Esche. Sie zeigt auf einen Igel, der, sagt sie, wie Küwi guckt.

Ramafelene raucht und lacht.

Am Birkenhain schließt sie Zeige- und Mittelfinger wie eine Schere. Er soll ihr sein Taschenmesser geben. Sie spricht öfter in Gesten, und er mag das. Und während sie etwas Birkenrinde abschält, will er sagen: Du bist was Besonderes! Du schaffst das alles schon, weil du eine unglaubliche Energie hast! Seelisch und körperlich! Aber so ähnlich hat er es schon mal ausgedrückt, und sie hat daraufhin gesagt, es sei ihr peinlich, wenn sie Komplimente bekomme – gerade seine sachliche Art sonst sei ihr viel lieber als dieses Emo-Getexte, das sie sich beim Jugendamtspychologen immer anhören muss.

Also sagt er nichts. Versucht nur, unterstützend zu gucken.

Ein Aurorafalter flattert um ihr blaues Haar, während sie Stücke der Gambiusschicht herauschneidet, die hinter der Rinde liegt. Das ist das

Birkenfleisch. Daraus werden sie später Teig für Birkenspaghetti machen.

Er weiß nicht, wann er sich das letzte Mal so wohl gefühlt hat in Gegenwart eines anderen Menschen. Manchmal reden sie und manchmal nicht, es herrscht überhaupt kein Zwang, aber wenn etwas gesagt wird, ist es immer ehrlich und geradeaus. Während sie Feuerholz suchen, erzählt Bibi, sie habe eine Tunesien-Dokumentation auf YouTube gesehen, weil sie doch über seinen leiblichen Vater gesprochen hätten. Sie würde gerne mehr darüber hören, wie das mit seiner Kindheit und dem Sonnenhof so war. Wenn er noch mehr verraten wolle.

Verraten. Als wenn seine Geschichten etwas Wertvolles wären. Es berührt ihn auch, dass sie offenbar zu Hause an ihn denkt.

Während er das Holz in die Schubkarre sortiert, überlegt er, wo sie stehengeblieben waren. Er hatte ihr erzählt, dass seine Mutter zu Hause rausgeschmissen wurde, als sie schwanger war, und danach mit seinem Vater und ein paar Musikerfreunden den Sonnenhof gegründet hat. Also erzählt er diesmal, wie es mit dem Sonnenhof bergab gegangen ist. Wie sein Vater und die anderen Freunde nach und nach abgehauen sind, weil ihnen die Verantwortung wohl zu viel geworden ist. Letztlich, erzählt er, sei alles an seiner Mutter hängengeblieben.

Bibi zerrt einen morschen Ast heran. Sie bricht ihn in Stücke und scheint nachzudenken. Das ist auch etwas Typisches, dass sie über das Gesagte immer so gründlich nachdenkt.

Nach einer Weile dann ihre Analyse: Immer verteidige er seine Mutter! Er soll damit aufhören. Schließlich hänge doch im Moment alles an *ihm*.

Er lacht. Er weiß gar nicht, warum. Eigentlich hat sie recht. Sie gibt ihm die vierte Zigarette – so viel hat er seit Jahren nicht geraucht – und dreht sich einen Dutt. Mit dem Dutt sieht sie witzig aus, was ihr wahrscheinlich gar nicht bewusst ist. Sie ist, findet er, eine Mischung aus Punkmädchen und Bauarbeiter, wegen ihrer Arbeitskraft, und auch ein bisschen Großmutter, wegen dem Dutt und weil sie so einfühlsam ist.

Er putzt seine Brille, um sie besser sehen zu können. Sie ist inzwischen zum Braunsee runter und ruft, sie wolle da rein. Küwi und er haben den Tümpel als Kinder Braunsee getauft, weil er so dreckig ist.

Umstandslos steigt sie aus ihrer Jeans. Sie geht bis zu den Knöcheln ins Wasser, wozu sie, wie er feststellt, die Hose nicht hätte ausziehen müssen.

Er schlendert hinterher. Er fixiert die Ader in ihrer linken Kniebeuge und versucht, sich etwas von der Leichtigkeit, die sie hat, abzugucken.

Betrachtet er sie, ist ihm, als tippe ihm jemand mit einem Finger ans Herz.

Küwi

Kai-Uwe Burghof, Spitzname Küwi, 34 Jahre alt, Sammler, ist auch an diesem Abend mit seinem Metalldetektor unterwegs. Seine Tour führt ihn durch das alte Gewerbegebiet. Den Blick auf den im Mondlicht blau schimmernden Asphalt gerichtet, folgt er dem Ticken des Detektors, den er wie eine Wünschelrute hält. Hin und wieder dreht er sich in Richtung Sonnenhof um, aber dass ihm keiner hinterherkommt, weiß er ja schon, ist ja klar, am wenigsten Ramafelene, der gar keine Zeit mehr hat, seit diese Bibi da ist.

Aus der Schaufel eines Baggers wächst Unkraut. An einem verrosteten Krangerüst hängt eine komische Puppe mit einem offenen O-Mund. In der Vorhalle der alten Reifenfabrik bewegt sich Kerzenschein, da sitzen junge Männer und hören düstere Gefühlsmusik. Das ist eine der Gangs, die es hier gibt, bei denen man vorsichtig sein muss. Es ist am besten, schnell vorbeizugehen.

Um kurz vor zehn macht er Pause. Er setzt sich auf einen Stein, trinkt einen Schluck Hagebuttentee aus dem Thermoskannendeckel und beobachtet, wie sich ein Fünf-Cent-Stück über den Asphalt auf ihn zubewegt. Etwas weiter hinten macht der Bügel einer Sonnenbrille auf sich aufmerksam, indem er lila schimmert. Das sind diese Nachtgegenstände mit ihren Nachtbewegungen, die kommen, wenn man alleine ist. Da muss man ein wenig aufpassen, dass einem vor Alleinsein die Phantasie nicht durchgeht. Der Ast eines dünnen Bäumchens neigt sich zu einem hin, schwankt im Wind und flüstert:

«Ich bins, dein Lebensbäumchen!»

Aber das ist eben nur Phantasie, weil: in der echten Welt hat man gar keinen Lebensbaum. Ramafelene hat einen, von seiner Mutter im Sülldorfer Moor gepflanzt. Andere Menschen haben sicher auch welche. Aber wenn man keine Mutter hat und auch sonst keinen, nicht mal ein Meerschweinchen, weil das letzte aus Versehen eingegangen ist und einem Ramafelene kein neues erlaubt – woher sollte man einen Lebensbaum haben?

Der Abend fühlt sich zunehmend lang an, wie ein Tunnel, der immer länger wird. Die Laternen, an denen man vorbeikommt, sind größ-

tenteils ausgenommen, Reste vom Innenleben quellen raus. Keine Kupferkabel, keine Edelmetalle. Nur Mischlegierungen zu einem Kurs von neun zu eins – wenn Schrott-Hahmann sie überhaupt nimmt –, und man hätte auch einen schlechten Charakter, wenn man einer wäre, der bei der Zerstörung der Laternen mitmacht.

In den Rucksack kommen stattdessen, nicht so toll: ein rostiges Taschenmesser, ein Fahrradkorb, ein Paar regenbogenfarbener Hosenträger, ein zerbeulter Blechbecher. Bei den Hochhäusern steht ein Herd, an dem hinten die Kupferverkleidung noch dran ist. Das ist selten, über so was kann man sich manchmal freuen, da lacht einem manchmal das Herz. Aber heute?

Heute macht man die zweite Teepause noch vor halb zwölf, so ganz ungemütlich im Stehen, schaut sich nach jemandem um, mit dem man reden kann. Man spürt die feuchte Wärme vom Teedampf im Gesicht, und danach ist das Gesicht umso kälter.

Und es raschelt.

Und der Vogelmanuel erscheint.

Das heißt, er erscheint weniger, er stakst bleich vorbei mit seinem Bollerwagen, an dem hinten Pfauen- und Vogelfedern kleben. Und man geht hinterher und hat gleich so ein Gefühl, dass man ihm etwas anbieten muss. So läuft das doch, kein Gespräch ohne Geld oder Geschenk. Also muss man dem Vogelmanuel das Taschenmesser als Geschenk hinhalten?

«Willst du das vielleicht?»

Der Vogelmanuel stoppt. Er nimmt das Messer und schaut es mit kleinen, kalten Augen an. Als man auf ein Mäuerchen zeigt, weil es vielleicht nett wäre, zusammen darauf zu sitzen, schaut er nur kurz hin. Für das Messer interessiert er sich mehr. Er fächert es langsam ein und lässt es in einer der Taschen seiner riesigen signalgelben Daunenjacke verschwinden. Und geht. Mit seinem Bollerwagen. Von dem die Räder eiern.

Käse.

Anders kann man das nicht nennen.

Und als man an dem Mäuerchen vorbeigeht, erinnert man sich: Das war schön, als man noch jemandem zum Reden hatte, auf diesem Mäu-

erchen hat man früher Mettbrötchen mit Ramafelene gegessen, wenn man vorher Pfand weggebracht hatte. Man hat über die Traurigkeit seiner Mutter beraten. Oder über Ludwig und seine zunehmende Stummheit. Oder man hat gar nicht beraten und gar nicht gesprochen, sondern World Cup gespielt. Mit zwei Gameboys und einem Verbindungskabel. Da war man vierzehn. Aber heute?

Heute sieht man alleine den Mond an, der ein bisschen zu gelb ist. Heute spürt man, wie der Mond so komisch an einem zieht. Das sind Empfindungen, die man keinem beschreiben kann, weils für so was keine Worte gibt. Nur ganz früher mit Ramafelene war es manchmal so, dass man mit den Worten fast ... Der nächste Wanderer erscheint. Dem stellt man sich breitbeinig in den Weg.

«Wie gehts? Kennen wir uns nich?»

Der Mensch, der eine Eisenstange über der Schulter trägt und der ganz eingefallene Wangen hat, antwortet nicht. Er reckt das Kinn vor, als wolle er den Blechbecher, den man ihm schnell als Begrüßungsgeschenk hinhält, beschnuppern. Er fährt sich abwesend mit der Zunge unter der Oberlippe entlang. Daran sieht man, dass es wohl ein Drogenmensch ist.

«Du willst wahrscheinlich nicht reden, oder?»

Richtig. Er latscht einfach weiter. Und der nächste Wanderer heißt Düse. Oder Dose. Ja, Dose. Den kennt man wirklich, der war früher mal Betreuer auf dem Sonnenhof, als man noch Kleinkind war, aber jetzt ist er immer nur besoffen und hört iPod und torkelt vorbei.

Und das macht überhaupt keinen Spaß. Außerdem fängt es plötzlich an zu tröpfeln und donnert sogar ein bisschen in der Ferne. Wie soll man so die Zeit rumbringen? Wie soll man so jemand sein, der sich mag?

Käse.

Man beschließt, dass es vorbei ist mit dieser Nacht. Man beschließt, den ganzen Mist, den man gesammelt hat, wieder loszuwerden. Man stellt den Fahrradkorb neben einen Hauseingang, in dem ein Obdachloser auf Pappen schläft. Und Kupferkram, Blechbecher, Hosenträger – das kann jetzt alles neben dem Obdachlosen abgeladen werden; schließlich mag Ramafelene sowieso nur Sachen, die so richtig wertvoll sind.

Für den Kram hier würde er den Blick keine Sekunde von seiner Bibi nehmen.

So geht man zurück. Man fühlt sich wie eine Ratte oder irgend so was Schlimmes, weil ja klar war, dass man nichts Wertvolles findet. Man ist ja keiner, der ein Gespür dafür hätte. Und man erreicht den Sonnenhof und sieht das Lagerfeuer von den anderen. Aber da will man sich heute nicht einfach so dazusetzen, still an den Rand, nee. Wo es doch anscheinend nicht erwünscht ist, dass man da ist.

Und als man sich gerade wieder umdreht und nicht weiß, was tun, als gerade der Mond so richtig an einem zieht – fühlt man sich plötzlich verfolgt.

Jawohl.

Jemand folgt einem die Straße hinunter. Und als man schneller geht, als man links und rechts nach Fluchtwegen sucht, geht der andere auch schneller. Sodass man hektisch wird und falsch abbiegt, sich plötzlich in einer Sackgasse befindet, in einem stockdusteren Innenhof.

In die Ecke gedrängt. Absolut in der Falle befindet man sich. Und der Mensch, dieser andere, knipst eine Taschenlampe an und hält sie sich unters Kinn. Rundes Gesicht. Glänzende Augen. Türkisfarbenes Jackett. Türkisfarbenes Hemd.

Was heißt das? Ist das die Farbe der Sicksters? Die so gefährlich sein sollen? Mit ihren spitzgefeilten Zähnen?

«Wäre es sehr aufdringlich, dich zu fragen, ob du das öfter machst?»

Was? Ist der Sickster *freundlich*? Macht er sich einen besonderen Spaß?

«Wäre es aufdringlich, dich zu fragen, ob du häufiger Gegenstände an die Ausgestoßenen dieser Gesellschaft verteilst?»

Nein. Das ist kein Sickster. Es ist ein molliger Mann mit kleinen nervösen Augen. Der komisch nahe an einen rankommt. Und nach Pfefferminz riecht.

«Ich wollte dich nicht erschrecken. Ich bin dir nur gefolgt, weil es mich sehr interessiert hat zu sehen, dass du Obdachlosen Spenden bringst. Machst du das oft?»

Ein kaltes blaues Licht ist oben an einem Haus angegangen. Der Mensch steht jetzt sichtbar da und ist normal. Obwohl. Über seinem

türkisfarbenen Jackett trägt er einen dünnen Mantel, und er hat eine Glatze, und obendrauf auf seiner Glatze sitzt eine Spiegelbrille. Aber er scheint jedenfalls kein Gangmitglied zu sein, dafür ist er zu sauber. Eher so einer, der mal ein Geschäftsmann war und jetzt vielleicht nicht mehr, mit dem Rucksack auf dem Rücken. Er sieht irgendwie so aus, dass mans nicht weiß.

«Entschuldigung. Ich hab mich noch gar nicht vorgestellt. Sydney mein Name.»

«Sydney, wie die Stadt?»

Der Mond ist gelb. Von oben wird eine Bierflasche geworfen und zerplatzt neben dem Mann. Er fasst einen am Ellenbogen, führt einen zurück ins Laternenlicht und redet, redet, was redet er denn? Er sei in einer bestimmten Mission unterwegs. Er wolle eine Bewegung entwickeln. Und diese Bewegung solle für eine Welt kämpfen, in der es überhaupt keine Obdachlosen mehr gibt. Und auch für andere Ziele. Die er gern erklären wolle.

«Zunächst sind alle Menschen gleich viel wert, Küwi. Damit gehts sozusagen los.»

Kann man da was gegen sagen? Erst mal nicht. Hat man ihm schon seinen Namen verraten? Anscheinend schon.

War er sagt, hat jedenfalls nichts mit Gefährlichkeit zu tun. Es ist eher was Politisches mit Solidarität. Es ist Inhalt von dem Lied *Die Internationale*, das man mag.

Soll man dem Mann sagen, dass man das Lied *Die Internationale* auf dem Keyboard spielen kann? Weil Ramafelenes Mutter einem das früher mal beigebracht hat?

Nee. Die Stimmung ist jetzt so gut, dass es besser ist, gar nichts zu sagen. Der Mann guckt erfreut, er zieht den Kopf ein und steckt sich einen Kaugummi in den Mund, und Stille herrscht, während er nachdenklich kaut, Pause.

Sodass man erst mal durchatmen kann.

Von der Hauptstraße her weht ein kühler LKW-Wind. Gegenüber liegt, in einem anderen Hauseingang, noch ein Obdachloser. Ein Ausgestoßener dieser Gesellschaft. Ohne Lebensbaum.

Der Mann sagt, dass er findet, das sei eine interessante Metapher, mit den Bäumen. Man erklärt, dass es keine Metapher oder so was ist, sondern was Normales. Also, dass es wirklich Leute mit Lebensbäumen gibt.

«Kennen Sie zufällig World Cup?»

«Das Gameboyspiel?»

«Ja. Da sind auch alle Menschen gleich. Vom Aussehen her. Sie sind alle viereckig, nur die Trikots und die Frisuren sind ein bisschen unterschiedlich. Daran muss ich immer denken, wenn einer sagt: Alle Menschen sind gleich. Obwohl ich natürlich verstehe, dass es anders gemeint ist.»

«Erstaunlich. Das ist mir nie aufgefallen.»

Zugewandtheit. Das ist die Erfahrung, die man hier macht. Einer will mit einem reden. Der Mond spiegelt sich hell im nassen Asphalt, und man merkt beim schwungvollen Gehen plötzlich, dass man vorher langsam und gebückt gegangen ist. Der Mann räuspert sich oft und macht mit dem Räuspergeräusch so ein kleines Ducken, als würde er immer denken, dass er gleich eins drüberkriegt. Aber dann lächelt er wieder, und es ist ein sehr feines Lächeln, wo man schon sieht: Der ist sehr hell im Kopf!

Was, wenn Ramafelene einen so sehen könnte? Wenn er sehen könnte, dass man hier ein Gespräch mit einem Fremden führt, ja dass man von dem Fremden gelobt wird, weil man Obdachlosen spendet?

Dieser Sydney macht mit seiner Stimme das, was man macht, wenn man Fragen stellt. Er geht hinten so hoch. Wie lange es den Sonnenhof schon gebe, fragt er. Ob Küwi nicht weitererzählen wolle.

Klar. Vom Sonnenhof kann man immer berichten. Von sich selbst nicht so gut. Aber vom Sonnenhof?

[...]